

Gerd Werner

## Vom Lehrer, Arzt, Kuhhirten und anderen Leuten

Erinnerungen an mein Dorf



*Erdbacher Schule*

## Altes Fachwerkhaus aus dem 17. Jahrhundert

### Inschrift über der Eingangstür

"Geh ohne Gebet und Gotteswort  
niemals aus deinem Hause fort!"



In dankbarer Erinnerung  
meinen lieben Omas  
Hedwig Werner, geb. Berns  
Irma Winkel, geb. Peter  
gewidmet.

### Impressum:

**Herausgeber:**

Gerd Werner, Heiligenborn

**Satz und Gestaltung:**

Gerd Werner

**Druck:**

Multi-Script G. Mühlbauer, Saal / Donau

**Fotos:**

Privatarchiv Elvira Leyk (S.34,37,38,39) Fritz Habicht (S.19)  
Karlheinz Winkel (S.4), Martin Geil (s. 33), Helga Stahl (S.  
31)

Willi Hofmann (Titelseite, S.19,25,26,28,29,32,56,57)

Gerd Werner (sonstige)

**Veröffentlichung:**

Herborner Tageblatt 1993 / 94

**Copyright:**

Gerd Werner

## Mein Erdbach

Das schönste Dörflein, das ich je gekannt,  
ist doch der Ort, da meine Wiege stand.  
Den Bach, wonach es seinen Namen trägt,  
den schönsten Wald auf seiner Brücke trägt.  
Die Brücke, die nicht Menschenhand gebaut,  
hat als ein Wunder mancher schon geschaut.  
Ein Lindenbaum aus längst vergangner Zeit  
schmückt unser Dorf zur schönen Sommerzeit,  
sein süßer Duft und seine Blütenpracht  
hat manches Bienchen froh und satt gemacht.  
Stolz hebt der große Baum sein Haupt empor,  
schaut wie ein Riese aus dem Dorf hervor.  
Nicht weit vom Lindenbaum ein Brunnen quillt,  
der manchem Wanderer schon den Durst gestillt.  
Von weit her kommt der Wandersmann,  
sieht sich die Höhlen der Steinkammern an.  
Auch hat der Bauersmann längst festgestellt,  
daß es dem Boden nicht an Schätzen fehlt.  
Der Wallborn, der als frischer Quell ersprießt,  
mit unserm Bach durch unser Dörflein fließt.  
Er hat oft auch zur kalten Winterszeit  
meist unsern Bach vom starren Eis befreit.  
Und munter hält er dann den Weg entlang  
drei kleine Mühlen Tag und Nacht in Gang.  
Erfrischt auf krummem Weg das Wiesental  
und dann grüßt er das Dorf das letzte Mal.

(Anna Leng)

## Inhaltsverzeichnis

Impressum	5
Vorwort	8
Raserei auf schmalen Straßen	10
Ärztliche Versorgung auf dem Lande	13
Vergangene Winterfreuden und Omas Riesterdonge	16
Schulerinnerungen	19
Der Kojjert - ein ausgestorbener Beruf	24
Hausschlachtungen	28
Von den "Stillen im Lande"	31
Triesch's Ewald und andere Geschichten	34
Als das Backes noch rauchte	37
Abschiednehmen - Beerdigungen damals	42
Dorfnamen - woher kommen sie ?	46
Bunte Drachen auf dem "Körrerschberg"	51
"Quetschehoinck" und blaue Deppe	55
Sonntagsschulfeiern und andere Feste	58



## Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

wie kam es zu diesem Büchlein? Nun, aus einem Leserbrief im Herborner Tageblatt wurde eine Serie über meine Kinder- und Jugenderinnerungen.

Beim Schreiben erlebte ich manche Zeiten noch einmal. Es waren fröhliche und traurige Tage, die mir in der Erinnerung wach wurden. Liebe Menschen von damals, längst heimgegangen, sah ich vor Augen und meinte, sie ständen vor mir und wir sprächen miteinander. Mit sehnsuchtsvollen Gedanken weilte ich bei meinen Omas oder meiner Mutter. Ich hörte den "Karle-Patt" die Nachrichten sprechen, den Wettlauf mit Onkel Oskar verlor ich abermals.

Der Rückblick in die Kinder- und Jugendzeit war schön.

Ich möchte Sie teilhaben lassen an so manchen Erlebnissen, die Sie sicher ebenso im Gedächtnis haben.

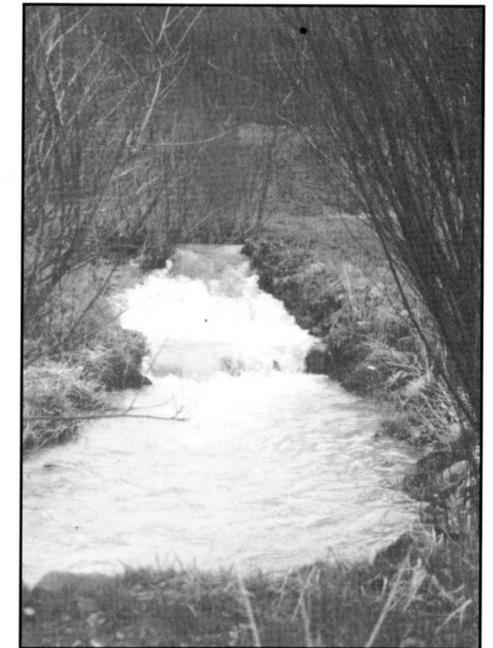
Mein Dank gilt der Redaktion des Herborner Tageblattes, Manuela Kugler und all denen, die mich bei der Erstellung dieses Buches unterstützt haben.

Heiligenborn, im Juni 1994

Gerd Werner



### *Romantischer Erdbach*



## **Raserei auf schmalen Straßen**

Der Bauer hebt mit einer leichten Bewegung die „Gaasel“ an, die eingespannten Kühe wissen, daß das Tempo verstärkt werden muß. Gemächlich setzt das Fuhrwerk seine Fahrt durch die Dorfstraße fort. Es ist ja nicht mehr weit bis zum heimischen kleinen Hof. Im Ort ist es ruhig, das Geschehen nicht von Hektik geprägt. Und nach der schweißtreibenden Arbeit von der Nebenerwerbslandwirtschaft haben die Menschen Zeit, sich am Abend noch lange auf der bunten Holzbank mit den Nachbarn zu unterhalten - ja, so war das in der „guten alten Zeit“. Die Haustüren waren übrigens damals nicht gesichert. Die großen Bartschlüssel hingen einfach an einem Nagel darüber an der Wand.

### **„Daub´s" Oma bediente sich selbst**

Ich habe als Kind erlebt, daß die Nachbarin - „Daub´s Oma“ - eines nachmittags kam und ein Päckchen Backpulver zurückbrachte, das sie am Vortage ausgeliehen hatte. Und zwar so, daß sie sich des Haustürschlüssels bediente und im Schrank das für die Kuchen fehlende Backpulver holte. Selbstbedienung - es war halt niemand zu Hause.

### **Einem Kuhwagen konnte man prima ausweichen**

Die Kinder zogen mit luftbereiften Rollern fröhlich durch die Dorfstraßen, ohne Angst vor schnellen Autos, denn die waren noch selten. Und einem Kuhwagen konnte man allemal ausweichen, so geschickt war man doch schon im Rollerfahren.

### **Mit der Zeit wuchs ständig die Gefahr vor dem Autoverkehr**

Aber dann wurden es langsam, aber stetig immer mehr Autos, und die Gefahr wuchs, von solch einem Gefährt erwischt zu werden. Heut sieht man dieses idyllische Bild aus meiner Jugendzeit nur noch in abgelegenen Straßen in den Dörfern. Und selbst dort gilt es aufzupassen.

## **Traktorfahrer und Formel-1-Pilot**

Am eindrucklichsten ist mir der Fortschritt der motorisierten Blechkisten, wenn ich beobachte, wie ein Traktorfahrer mit seinem Gefährt von einem Feldweg aus eine vielbefahrene Landstraße überqueren muß: Erst wirft er den Kopf im schnellen Wechsel nach links und rechts, dann fährt er an. Doch schon naht ein Raser, mit seiner Geschwindigkeit scheint er einem Formel-1-Piloten Konkurrenz machen zu wollen. Abrupt wird der Bulldog mit Hänger zum Stehen gebracht. „Puh, noch einmal gut gegangen“, denkt sich der zu Tode erschrockene Bauersmann.

### **Keiner überprüft die Strecke**

Sie denken, das sei übertrieben? Nun, solche Dinge geschehen mittlerweile täglich in unseren Dörfern. Auf der eben beschriebenen Landstraße gibt es ein Tempolimit. 70 Kilometer in der Stunde darf man dort fahren. Aber ob jemand diese Beschränkung überschreitet, wird nicht überprüft.

### **Abbieger haben die Angst im Nacken**

Die Bewohner des Ortes, von dem ich rede, müssen – ähnlich dem kreuzenden Traktorfahrer – auch Angst haben, wenn sie von der Landstraße in das Dorf abbiegen wollen. Das nachfolgende Auto sitzt ihnen bereits im Nacken. Solche Nervenkitzel gab es in der "guten alten Zeit" nicht.

Die berühmte Rennstrecke ist übrigens die Landesstraße von Driedorf nach Roth. Und das Dorf, in das es einzubiegen gilt, ist Heiligenborn. Nur der Vollständigkeit wegen.



*Dorfkirche Erdbach*



*Linde, im Hintergrund "Benjamins" Haus*

## Ärztliche Versorgung auf dem Lande

Es war die Zeit, wo die Großfamilie noch nicht die Ausnahme war. Da wohnten die Urgroßeltern, die Großeltern, die Eltern und die Kinder noch unter einem Dach. Da saßen dann viele hungrige Mäuler an einem großen Tisch und stocherten in der großen schwarz angerußten Pfanne, die mitten vor ihnen stand. Heile Welt ?

Ich erinnere mich noch gut, als ich damals bei der Stadtverwaltung Dillenburg in der Lehre war. Ein Kollege erzählte, daß er seinen Vater ins Altenheim gebracht habe. Ich war damals sprachlos. Zunächst mußte man mich aufklären, was überhaupt ein Altenheim ist. Das war mir unbekannt. Und dann hatte ich für diesen Mann längere Zeit nur Verachtung übrig. Bringt der seinen Vater in so ein Haus! Das war halt der Unterschied zwischen einer Kleinstadt und einem kleinen Dorf.

Ob Ludwig Rühle, Heimatdichter aus Nenderoth, dies Anfang des Jahrhunderts schon ahnte, als er in einem seiner Gedichte aus dem Band „Eich will dr mol n Spass verzehl“ dichtete:

De Junge un de Ahle  
vertraa sich manchmol gor ze schlecht,  
un s komme nur de Wingste  
mennanner - wäi mr sät - zereecht.

Dr ahl Grusshannes hot mol  
n wuhr Redd droff gedou:  
„Wann hau de Junge Huckset hu,  
hirn morn die Ahle duhtgeschlou!“

## Arzt-Wunschliste im Gemeindehaus

Hart, aber in der heutigen Zeit ist das so: Da wollen die jungen Leute Urlaub machen, aber wohin mit den Alten? Die Zahl der alten Menschen, die „abgeschoben“ werden, ist nicht gerade gering.

Nun, in dieser Zeit damals war die ärztliche Versorgung der Menschen auf dem Lande viel anders als heute. In Erdbach, meinem langjährigen Heimatort, mußten die Angehörigen eines Patienten den Wunsch nach einem Doktor mit einem Griffel auf eine schwarze Schultafel schreiben, die im Gemeindehaus hing. Da konnte man wählen zwischen Dr.med. Seibel und Dr.med. Bender, beide aus Breitscheid. Die kamen dann ein- oder zweimal die Woche und sahen sich in ihrem „Doktorzimmer“ im Gemeindehaus die gehfähigen Patienten an. Die Bettlägerigen wurden natürlich zu Hause besucht. Die Namen standen ja auf der Tafel.

Ich erinnere mich sehr gut, wie so ein Hausbesuch vonstatten ging: Da kam dann Dr. Seibel mit seinem Chauffeur Heinz Nickel durch die Küchentür gestürmt. Anmelden konnte man sich damals nicht, es gab keine Klingeln und Sprechanlagen. Da wußte man nie, wer im nächsten Moment im Zimmer stand.

### **Erst mal einen Teller Gemüsesuppe**

Dr. Seibel kam also zur Küche, sah, daß es eine gute Gemüsesuppe zum Essen gab, holte sich einen Teller aus dem Küchenschrank und bediente sich selbst.

Dies hatte nichts mit einer Unverschämtheit zu tun, es war eine Ehre für die Familie, wenn der Doktor sich so frei bewegte. Und nach der Stärkung vergaß es der Mediziner nicht, sich nach dem Gesundheitszustand des Patienten zu befragen. Damals wurden übrigens die Medikamente noch oft in Einzelabgabe verschrieben. Da hieß es dann: 5 Tabletten von diesem und 3 Tabletten von jenem.

### **Gertrud Richter brachte die Arznei**

Aber woher damals die Medikamente bekommen? Da gab es auch eine Patentlösung in Erdbach.

Gertrud Richter war damals die rechte Hand vom Chef der Dill-Apotheke in Herborn. Und alle Rezepte, die nicht gar so eilten, wurden ihr mitgegeben. Am nächsten Abend warteten dann am Bahnhof einige Medikamentenempfänger, um sich von Gertrud die bestellten Arzneien aushändigen zu lassen.

### **Nickel war Arzthelfer und Fahrer zugleich**

Zum Chauffeur von Dr. Karl Seibel, dem Breitscheider Heinz Nickel, muß noch etwas angemerkt werden: Er war ein wandelndes „Patienten-Daten-Lexikon“. Unglaublich, was dieser Mann, der wahrscheinlich damals wie heute einzige Arzthelfer und Fahrer in Personalunion war, alles im Kopf hatte. Er wußte sämtliche Daten aller von Dr. Seibel betreuten Familien. Damals brauchte der Arzt beileibe noch keinen Computer, und Datenschutz gab es auch nicht. Ja, ja, es war schon eine besondere Zeit, die Zeit damals in einem kleinen Dorf.

## Vergangene Winterfreuden und Omas Riesterdonge

Erinnern Sie sich noch an die Zeiten, als fast jedes Jahr die weiße Pracht Flure und Felder bedeckte, sogar bis in die Niederungen? Es war die Zeit, in denen es noch sehr an den heute so fortschrittlichen Dingen wie Telefon, Auto, Waschmaschine usw. mangelte. Es war die Zeit, wo man noch ein Kind mit einem Dauerlutscher oder einem 10 Pf Langnese-Eis zufriedenstellen konnte. Die Zeit, wo in den Dörfern die ersten Neubaugebiete entstanden, also so um Ende der 50iger, Anfang der 60iger Jahre. Erinnern Sie sich noch?



In meinem Geburtsort und langjährigen Heimatort Erdbach, wohl eine der schönsten und vielgestaltigsten Gemeinden im ehemaligen Dillkreis, konnte ich als Junge den weißen Sport auf allen Hängen ausüben.

Liegt doch Erdbach in einem tiefen Talkessel, geschützt von rauhen Westwinden. Von allen Seiten konnte man von den damals unbebauten Bergen abfahren. Klassische Übungsstrecken für Anfänger war das „Schimmuch“, dort fanden sogar kleine Wettkämpfe im Skispringen statt. Fortgeschrittene durften dann im „Hinkedohl“ oder am „Roieberg“ ihre Künste präsentieren.

Die ganz Mutigen fuhren den „Hommerk“ vom Sportplatz beginnend hinunter mit der Ungewißheit, ob diese rasante Abfahrt nicht auf dem Blechdach der Firma Ernst Hofmann endete.

Ein gern befahrener Berg war auch der „Körerschberg“.



Die Ausstattung entsprach damaligen Verhältnissen. Es war die Zeit, wo der Wirtschaftsaufschwung nach dem Kriege eigentlich gerade begann. Mittel waren knapp, neue Ski konnten sich nur die Begüterten leisten. Und so wurden die Schier bei „Hannese“ Otto, einem Stellmacher- und Wagnermeister bestellt, der sie in Eigenproduktion herstellte.

Und dann die Bindungen: Keine Spezialfirma mußte kommen, um sie einzustellen. Die Lederbindungen, an den „Genagelten“ oder später den Gummistiefeln festgebunden, hielten jeder wilden Abfahrt stand. Hier war Kunstfahren noch gefragt.

Und dann die Abfahrten. Man war ja schnell unten. Aber von wegen Lift. Den gab es nicht. Die ganze Kondition war gefordert. Zuerst wurde sich eine Bahn gemacht. Und der beste Fahrer durfte dann die Spur abfahren. Alle anderen fuhren hinterher. Nach so manchen Abfahrten und den damit verbundenen Aufstiegen war in vielen Fällen die Schußfahrt zur Oma fest eingeplant. Ich erinnere mich daran, daß ich zuerst in der Küche die Füße, nachdem die Gummistiefel ausgezogen waren, in den Backofen auf ein paar Scheiter Holz legte - eine bequeme Art zur Erwärmung der halb erfrorenen Füße. Und Oma saß in den Wintermonaten meistens nachmittags an der Singer-Nähmaschine und war tüchtig am Nähen. Aber sie hatte immer Zeit, sich um mich zu kümmern. Da wurde dann auf der Herdplatte für den Enkel eine Rierdonge gebraten, die dann mit Butter und Salz oder mit Quetschehoink bestrichen wurde.

Bei dieser Gelegenheit konnte man mit der Oma Schulprobleme oder den Ärger zu Hause besprechen und ging immer mit ihrem guten Rat nach Hause. So sind Omas halt, immer auf Ausgleich bedacht. Eine wohlthuende Zeit, die Zeit damals im Winter im Dorf an Omas Herd.

## Schulerinnerungen

Lang, lang ist's her, die Zeit, in der Fritz Habicht das Zepter in der Erdbacher Schule schwang. Um es vorweg zu sagen, er hat seine Sache gut gemacht. Das wird ihm auch heute noch von Ehemaligen bescheinigt. Doch nun der Reihe nach. Der gebürtige „Dillenburg-Jung“ kam 1947 als Junglehrer an die Dorfschule. Er integrierte sich gleich in die Dorfgemeinschaft, war lange Jahre in den örtlichen Vereinen verantwortlich tätig. Morgens mußten, genau nach einem festgelegten Plan, zwei Schüler um viertel vor Acht in der Schule erscheinen, um die Glocke zu läuten. Dabei passierte es öfters, daß man im Übermut durch den von der Glocke erzeugten Schwung mit dem Tau in die Höhe gehoben wurde. Der weite Schall der Glocke weckte manchen Spätauf-



steher, der es dann (ungewaschen) gerade noch schaffte, rechtzeitig zum Unterricht zu erscheinen.

Die Schule war in eine Unter- und eine Oberstufe eingeteilt. Nach der Pensionierung von Albert Werner im Jahre 1959 wurde Fritz Habicht zum Hauptlehrer befördert. Dadurch hatte ein Jahrgang, dem ich auch angehören durfte, das Glück (ja wirklich!), acht Jahre bei demselben Lehrer die Schulbank zu drücken.

Während des Unterrichts passierte es dann ab und zu, daß die Ehefrau des Lehrers den Wunsch hatte, sich von einem Schüler den Teppich im Garten klopfen zu lassen. Da waren dann alle Jungen bereit, zu helfen. Es war keinesfalls eine Bestrafung, sondern eine Belobigung, diese Arbeit tun zu dürfen. Ich habe auch manchen Teppich „behauen“, so daß er wieder sauber seinen Zweck erfüllen konnte.



*Einschulung 1955*

## **Die Omas brachten "Rimmdonge und Kakau"**

In der großen Pause fand dann die große Fütterung der hungrigen Schüler statt. Da kamen dann die Mütter und Omas und trugen auf ihren Händen und Unterarmen lange „Rimmdonge mit Quetschehoink“ und ein „Käppche Kakau“. Manche waren da richtige Balancekünstler. Und bei der Gelegenheit wurde so mancher Dorflatsch untereinander gehalten. So eine Art „Nachrichtendienst“, es gab ja noch kein Mitteilungsblatt in der Gemeinde.

In Erinnerung ist mir, daß ich einmal dabei war, als es im Rechnen Fünfen zu verteilen gab. Da saß einem die Angst im Nacken, wenn man an das „Gewitter“ von zu Hause dachte. Was tun? Da wußte ich Rat. Heute war ja meine Oma im Backes beschäftigt, um leckere Bauernbrote zu backen. Ein Glück! Nach Beendigung der Schule eilte ich zur Oma. Ich beichtete ihr von meinem Malheur. Und Omas fackeln da nicht lange. Sie machte sich sofort mit auf den Weg nach Hause. Nach dem Öffnen der Haustüre rief sie laut nach oben: „Änne, schlo mir jo den Jong net“! Damit war ich für's erste gerettet. Wie gut, daß es Omas gibt!

## **Feldarbeit statt Spiel**

Es waren damals die Jahre, in dem die Landwirtschaft noch in der Blüte war. In jedem Stall standen mindestens eine Kuh und ein Schwein. Da war Handarbeit noch gefragt. Von wegen Traktor mit Heuwender und Kartoffel-Setzmaschine! So kam man dann mittags von der Schule und hatte sich unterwegs schon mit den anderen Schülern verabredet. Am liebsten wurde im „Ahle“, einem ehemaligen Steinbruch, Fußball gespielt. Oder man spielte in den Steinkammern „Indianer“. Und dann kam es oft knüppeldick. Lag doch daheim auf dem Küchentisch der Zettel: „Das Essen steht auf dem Herd. Komm nach „Binnjesholz“ zum Heumachen.“ Aus der Traum vom Fußball spielen. Da half alles nichts. Zu Fuß ging es kilometerweit mit dem Rechen auf dem Rücken zum angegebenen Ort. Zeit genug, seinen Frust abzureagieren, hatte man ja.

Im Naturkundeunterricht pflegte unser Lehrer gerne mit der ganzen Klasse einen Spaziergang zu machen. Da lernte man „Natur pur“. Da wußten die Schüler noch, was ein Busch-Windröschen oder ein Taubenkropf-Leimkraut war. Bei solchen Erkundungsgängen wurde gleich auch das eingeübte Morse-Alphabet ausprobiert. Gegenüber auf Berghängen stehend wurde sich dann mit einer Trillerpfeife etwas zugemorst, was dann die andere Seite aufschreiben mußte.

Ihr Erdbacher, erinnert ihr euch noch?

### Der Skilehrer

Im Winter war samstags Wildfütterung angesagt. Zum Unterrichtsbeginn wurde bei „Daub´s“ Herbert Wildfutter geholt und in Rucksäcke verstaут. Dann ging´s mit Schiern und Schlitten in die Gemarkung, um die Futterstellen zu versorgen. Dabei lernten wir dann von unserem Lehrer, was ein Telemarschwung ist.

Durch Spenden konnte die Schule Ende der fünfziger Jahre Instrumente anschaffen. Ein Xylophon, zwei Glockenspiele, eine Triangel, eine Trommel und diverse Flöten wurden gekauft. Mehrere Male im



*„Prinzessin auf der Erbse“, 1957*

Jahr wurden Eintrittskarten gemalt und gegen ein geringes Entgelt im Dorf angeboten. Die Konzerte waren jedesmal ausverkauft. Und der Lehrer spielte mit der Geige und die Sigrid mit ihrem Schifferklavier dazu.

### 1968 war Schluß

Und dann die Theaterstücke. „Prinzessin auf der Erbse“ oder „Die Bremer Stadtmusikanten“, sie wurden gut einzustudiert und waren darum auch von Erfolg gekrönt.

Die Erdbacher Kinder mußten 1966 (Oberstufe) sowie 1968 (Grundschule) nach Schönbach in die Schule gehen, da die eigene Schule der Schulreform zum Opfer fiel. Fritz Habicht hatte da sicherlich Lunte gerochen, setzte er sich doch bereits 1963 nach Oberscheld ab und war dort bis zu seiner Pensionierung als Rektor angestellt.

Eine schöne Zeit damals in der Dorfschule in Erdbach, die sicherlich viele nicht missen möchten.



*Rheinausflug 1960*

## Der Kojert - ein ausgestorbener Beruf

Es gab eine Zeit, da kannte man noch die Bedeutung des Sprichwortes „Wenn Koischeß Botter wär, wär mei Vatter Millionär!“ Man mußte schon aufpassen, wenn man morgens, nachdem der Kojert mit den Kühen durchs Dorf Richtung Weideplatz zog, die Ortsstraßen betrat. Da konnte es schon passieren, daß man mitten im Sommer ins Rutschen kam. Die grünen „Koiplätter“ gab es zu Genüge.

Es waren Jahre, in denen der im Dorf besonderes Ansehen hatte, der einen großen Viehbestand vorweisen konnte. Das waren die Großbauern, denen naturgemäß auch das meiste Land gehörte. Daß es später bei der Widmung von Neubaustraßen am Zahltag große Augen bei den „Großgrundbesitzern“ und eine gewisse Schadenfreude bei den Kleinbauern gab, soll nicht unerwähnt bleiben.

In diesen Jahren nach dem Krieg bis zum Ende der sechziger Jahre war die Blütezeit der Landwirtschaft. Da war Handarbeit noch alles, Maschinen gab es so gut wie keine, außer später ein paar kleinen Agria-Mähern. Mein Vater hat in diesen Jahren mit einer Fahr-Mähmaschine nach der Arbeit auf der Bürgerhütte während der Heuerntezeit bis spät abends große Flächen für andere Bauern gemäht. Da gab's dann für die Rute (25 qm) zehn Pfennige. Es war eine schweißtreibende Arbeit mit geringem Lohn.

Der Kojert, in dieser Zeit ein in allen Dörfern anzutreffendes Berufsbild, mußte ein verantwortungsvoller Mann sein, hatte er doch die Aufsicht über die „Kapitalanlage“ der Dorfbauern.

Und so ging dann frühmorgens der Kojert, in Erdbach war es zu jener Zeit Otto Klein, mit seinen Hütehunden hornblasend durch die Straßen. Das war das Zeichen, die Kühe aus dem Stall zu lassen. Es war ein recht langer Weg bis zu den Weideplätzen. An der Farbmühle vorbei trotteten die Kühe hinter ihrem Hirten Richtung „Zwischernhecke“, am Rolsbach vorbei zur „Erkaut“ und oft weiter bis an den äußersten Zipfel der Erdbacher Gemarkung zwischen Gusternhain und dem



Breitscheider Flugplatz. Die Weideplätze waren für die Bauern von großer Wichtigkeit, bedeuteten sie doch im Sommer die Ernährungsquelle für ihr Vieh. Sein Heu brauchte der Bauersmann dringend für den oft langen Winter. Für die Familien im Dorf war das Leben oft ein harter Kampf ums tägliche Brot. Aber in der sauberen Luft im Westwald zu leben war ihnen mehr Wert, als mit ein paar Mark mehr in der Tasche in einer Stadt zu wohnen.

Der Kojert bekam einen kargen Lohn von der Gemeinde. Für das Essen waren die beteiligten Kuhbesitzer zuständig. Da wurden dann peinlich genau nach der Anzahl des Viehs die Essenstage im Monat aufgeteilt. Der Kojert war in dieser Beziehung nicht zu beneiden. Da gab's manchmal recht karge Kost bei denen, die es sich eigentlich hätten leisten können, etwas Besseres auf den Tisch zu stellen. Mittags brachte man dem Hirten mit dem „Hinkelmann“ das Essen zum „Onner“, durfte aber dabei nicht das Futter für die Hunde vergessen. Übrigens, das Wort „Onnern“, das auch heute noch häufig benutzt wird („Bis hau onnern!“ - Bis heute Nachmittag!) kommt von dem Wort Unterstand, in dem die Kühe gerne nachmittags in der Hitze zum Wiederkäuen lagen.



*Otto Klein (Kuhhirte in Erdbach)*

Gegen Abend hörte man den Kojert wieder mit seinem Horn; die heimkehrenden Kühe fanden ihren Stall alleine. Der Rother Kojert, "Grisse Willi", war bekannt für seine mit dem Horn geblasenen Heimatmelodien, die er auf der Weide gerne anstimmte.

Ich erinnere mich, daß wir Jungens dann in „Zwischernhecke“ trockenes Laub in beiden Handflächen rollten und in mitgebrachtes Zeitungspapier legten. Notdürftig mit Spucke angeklebt, rauchten wir damals die ersten Zigarren. Daß uns dabei kotzübel wurde und manche Unterhose braun wurde, versteht sich von selbst.

Der Kojert bekam im Winter von den Bauern Kartoffeln und Getreide sowie an besonderen Festtagen weitere Naturprodukte wie Eier, Milch, Äpfel usw.. War der Weideplatz nicht zu weit vom Dorf entfernt, konnten auch die Milch- und Fahrkühe zeitweise mit auf die Weide.

Übrigens, die Straßen in Erdbach wurden nach dem Viehtrieb vom Wenzel saubergehalten. Er fuhr mit dem Schubkarren durch das Dorf und kippte den Kuhmist in die Mistkaute beim Müller Karl, wo Wenzel auch logierte.

Es war eine schöne, erlebnisreiche Zeit, wenn auch die Dorfbewohner heute nicht mehr den Schritt zurück wagen wollen. Und der Kojert mit seiner Herde und seinen Hütehunden gehört sicher der Vergangenheit an. Erinnerungen daran bleiben aber, und das ist gut so.

*..... hier war noch Platz für ein Bild von der Schule*



## Hausschlachtungen

Von den Nachkriegsjahren bis zum Ende der 60er Jahre sah man es vielfach, das am „Krampholz“ über einer Leiter hängende Hausschwein, das sein Leben ausgehaucht hatte. Damals wurde beim Schlachten noch der Speck mit den Fingern gemessen um festzustellen, wer im Dorf das prächtigste Schwein hatte. Allerdings mußten die Menschen in dieser Zeit auch kräftiger essen, weil sie körperliche Schwerstarbeit zu leisten hatten. Manche hatten einen bis zu zwanzig Kilometer langen Fußmarsch zur Arbeitsstelle und am Nachmittag wieder zurück. Dann mußte die ganze Feldarbeit noch bewältigt werden. Da wundert's niemand, wenn am Abend eine große Pfanne mit Bratkartoffeln und Rührei mit Speck und eingemachten Gurken auf den Tisch kam. Irgendwoher mußte ja wieder aufgetankt werden.



Gerhard Enners

So eine Hausschlachtung dauerte zwei Tage. Am Morgen, wenn das Schwein geschlachtet an dem „Krampholz“ hing, frühstückte der Hausschlachter erst einmal ausgiebig. In der Zwischenzeit konnte ja der Fleischbeschauer seine Pflicht tun. Zum Frühstück gab es stark riechenden Limburger, nachmittags süßen Kuchen. Am ersten Tag wurde das Schwein zerlegt und Leber- und Blutwürste gemacht. Die dicken Därme, die Blase sowie der Magen

wurden befüllt, so entstanden Schwarzemagen und Preßköpfe. In den folgenden Wochen räucherte man verschiedene Wurstsorten, damit die Wurst auch noch im Frühjahr schmeckte. In der „Flaaschbitt“ lagen „Solwerfleisch“, „Säufoisjer“, „Eisbaa“ sowie Speck und Schinken.

Nachmittags zog der Duft der Wurstsuppe durch das ganze Haus. In dieser „Brühe“ kochte man die Würste. Da kam es manchmal in einem unbeaufsichtigten Augenblick vor, daß die eine oder andere Wurst „versehentlich“ aufgestochen wurde. Dadurch hatte die Wurstsuppe einen viel kräftigeren Geschmack. Wurstsuppe war damals begehrt. Mit Brotbrocken darin war sie eine köstliche, sattmachende Mahlzeit. Besonders die Stadtbewohner waren „scharf“ darauf.



### Wurstsuppe fürs Rathaus

Damals war ich „Stift“ im Rathaus in Dillenburg. Was lag da näher, als den Dillenburgern, die in diesen Jahren solche Hausschlachtungen nicht mehr kannten, zwanzig Liter Metzelsuppe in einer Milchkanne mitzunehmen. Das ganze Rathaus roch nach frischer Wurstsuppe. Für die Kollegen damals eine Rarität, für die Dörf'ler nichts Besonderes. Am zweiten Tag der Schlachtung wurden dann die Restarbeiten erledigt.

## „Debbschelange“

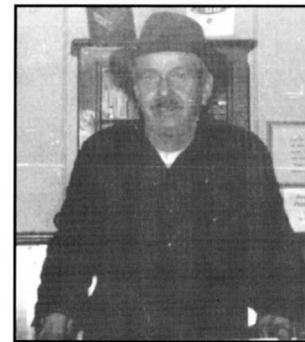
Gerhard Enners, damals Krankenpfleger im Psychiatrischen Krankenhaus Herborn und gleichzeitig ehrenamtlicher Bürgermeister des 600-Seelen-Dorfes Erdbach, war als Hausschlachter für seine geschmackvollen Leber- und Blutwürste bekannt. Am Abend gab's dann das beliebte Schlachtfest. Da saßen oft mehr hungrige Mäuler am Tisch, als das Schwein an Eßbarem lieferte. In vielen Orten war es üblich, daß die jungen Leute das „Debbsche langten“. Da wurde ein ausrangierter Blechtopf genommen und am Abend in den steinernen Flur geschepert. Durch den Krach wurden die beim Schlachtessen Sitzenden auf das Begehren der Dorfjugend aufmerksam.

Und da gab es dann gewaltige Unterschiede im „Beschicken“ der Töpfe. Die einen waren sehr großzügig und füllten den Topf nur zu einem Viertel mit Kartoffeln und Sauerkraut, der andere Teil war mit Wellfleisch und Leber- und Blutwurst angefüllt. Da lohnte sich das „Debbschelange“. Andere hingegen füllten den Topf gerade im umgekehrten Verhältnis. Da war man ganz schön sauer.

In Breitscheid hat sich folgende Geschichte abgespielt: Die blauen Schmalzdebbe wurden nach dem Säubern auf dem Gartenzaun aufgehängt. Diese Debbe benutzte man dann zum „Debbschelange“, und einmal, da hatten die jungen Leute ein Haus erwischt, dessen Bewohner nichts von solchem Mitessertum hielten. So wurde dann das Debbsche kurzerhand mit einem Fußtritt an die frische Luft befördert. Die so Verärgerten schepperten das nächste Debbsche in den Flur, am Gartenzaun hingen ja genug davon. Der mißgünstige Hausvater bemerkte zu spät, daß er seine eigenen für den Schmalz so dringend benötigten Schmalzdebbe selbst zerdeppert hatte. So ein Pech aber auch!

## Von den „Stillen im Lande“ - Originale auf ihre Art und Weise

Ein weiser Grieche sagte einmal, daß das eigentliche Studium der Menschheit aus dem Studium der Menschen bestehe. Es sind nicht die großen und bedeutenden Persönlichkeiten, denen wir in diesem Bericht begegnen. Sie aber gehörten zu den „Stillen im Lande“. Wir lernen Menschen kennen, die, oft unbeachtet, das Dorf mitgeprägt, zumindest aber bereichert haben. Menschen, an die ich mich heute gerne und liebevoll zurückerinnere. Wir entsinnen uns manchmal nur bruchstückhaft an sie und ihren Weg im dörflichen Leben. Dann tauchen sie wieder unter in der großen Schar der Unbekannten. Und doch kann man sie nicht vergessen, wenn man ihnen einmal begegnet ist.



### Ortsdiener „Karle-Patt“

In meiner Generation gab es in Erdbach ein Original, das mir im Gedächtnis bleiben wird. Karl Georg, genannt „Karle-Patt“, war lange Jahre Ortsdiener.

Er, ein kleiner stämmiger Mann mit runder Nickelbrille und großer „Staatsmütze“, meldete sich mit seiner überdimensionalen Handglocke, um wichtige oder auch weniger beachtenswerte Neuigkeiten bekanntzumachen. Amtliche Bekanntmachungskästen gab es noch nicht, ganz zu schweigen von den heutigen Gemeinde-Mitteilungsblättern. Da lief der „Karle-Patt“ in schöner Regelmäßigkeit noch zwei bis drei Stunden durch das Dorf, immer an bestimmten Plätzen stehend, und rief dann seine Nachrichten aus. „Ohm Mittwoch - Owend emm ocht Auer ess de Gemaavertretersitzung. - Mornse Morje ohm elf Auer wird emm Märebejer Staabruch geschosse.“ So lauteten in etwa die einem Original zustehenden Dialekt-Meldungen. Oder er mußte die für einen älteren Menschen so weiten Strecken laufen, um den Erdbachern zu mel-

den, daß die „Atzbejer Wäscheleu bei der Lenn sei.“ Auf seinen Dienstgängen kam es häufig vor, daß er zum Essen in die Häuser eingeladen wurde.

Und der „Karle-Patt“ nahm diese Einladungen gerne an. Da aß er dann zwei, drei „Ribbselsplätzjer“ und der nächste Treffpunkt wurde halt eine halbe Stunde später angelaufen. Die Leute waren damals nicht so hektisch.

### „Vollwersch Oskar“

Er war einer der wenigen, der zu allen im Dorf ein gutes Verhältnis hatte. Das gibt es selten. Oskar Leng war ein unauffälliger und doch gefälliger Mensch, der es verstand, Brücken zu bauen. Er war ein gläubiger Mensch, der ein echtes Tatchristentum vorlebte. Immer auf Ausgleich mit Andersdenkenden bedacht, erreichte er für sein hohes Ziel, Menschen den Weg zu Jesus Christus zu zeigen, mehr, als mancher, der für sich in Anspruch nahm, den allein seligmachenden Weg zu kennen.

Schon sehr früh war er der bis ins Alter beliebte Sonntagsschulonkel, bei dem ich auch in die „Schule“ gehen durfte.

Zunächst in einer Baracke hinter „Benjamins Haus“ und später auf dem „Beul“ und in „Weilste“, Oskar Leng war immer für die Dorfjugend da. Ganze Generationen von Erdbachern zehren noch heute von den biblischen Geschichten, die ihnen Onkel Oskar liebgemacht hat. Und gerade in schwierigen Lebenssituationen erinnert sich manch ei-



ner an die trostvollen Worte der Bibel, die ihr Sonntagsschulonkel ihnen vortrug.

Ich erinnere mich noch an einen Samstagnachmittag. Onkel Oskar war mit Schuhputzen unter der Linde beschäftigt. Als 11-jähriger forderte ich ihn zu einem Wettlauf heraus. Und er ging als Mittfünfziger darauf ein. Er hat diesen Lauf um Längen gewonnen.

Im November 1993 wurde er unter großer Anteilnahme der Bevölkerung zu Grabe getragen. Das Dorf ist um einiges ärmer geworden.

### „Kuhlmann's Richard“

Er, der frühere Dorfschmied, hatte bei einem Unfall in seiner Schmiede ein Auge verloren. War ich bei meinem Freund Martin, seinem Enkel, zu Besuch, saß er ehrfürchtig am Tisch, vor sich eine dicke Bibel. Ohne aufzusehen las er in diesem Buch. Damals war die Achtung vor dem Alter hoch angesiedelt. Diesem Mann habe ich immer etwas von seiner Gottesfurcht abgesehen. Er war einer der Alten im Dorf, die mir Vorbild geblieben sind.

Dieser Bericht über „Originale“ aus meiner Kinder- und Jugendzeit ist nicht vollständig. Ich wollte auch nur einige Persönlichkeiten dargestellt wissen, die es heute in dieser prägnanten Art nicht mehr gibt. Vielleicht ein Zeichen des Zeitgeistes, in dem wir leben. Schade.



## Triesch's Ewald und andere Geschichten

Wer ging früher schon zum Frisör? Erstens war das eine Geldfrage und zweitens waren die selbstgedrehten Locken doch auch nicht so schlecht - oder? Und für die Jungen und Männer gab es schließlich Triesch's Ewald aus Schönbach, der zunächst mit dem Motorrad, später mit einem Goggo-Mobil die Dörfer anfuhr, um seinen berühmten

„Kochtopfschnitt“ zu kreieren. Am Samstag war er dann den ganzen Tag in Erdbach unterwegs. Man saß in der Küche auf einem Stuhl, das blaue Handtuch um die Schulter gelegt. Ewald schnitt mit dem Handmaschinchen ab, was



sich diesem in den Weg stellte. Die Haare wurden kurz getragen, die Ohren waren gut sichtbar. Und viele im Dorf sahen sich, was den Kopfschmuck betraf, sehr ähnlich. Der Haarschnitt kostete damals fünfzig Pfennige. Die Frauen und Mädchen haben sich gegenseitig die Haare in Form gebracht. Und die Ergebnisse konnten sich allemal sehen lassen.

### „Dicke Dieter“ als Rennfahrer

Anfang der sechziger Jahre wurde des öfteren die Breitscheider Straße kurzerhand in eine Rennstrecke umfunktioniert. Viele Autos gab es noch nicht auf den Straßen und so konnte man ruhig einmal Rennfahrer spielen. Auf der Strecke vom Leyk Willi bis zum Beginn des Waldes über der „Gasse-Schlucht“ standen Streckenposten, die peinlich darauf achteten, daß ja kein anderes Fahrzeug die Strecke befuhr. Ein Formel 3 Auto war es, das der „Hann-Peter“ den Erdbachern stolz zur Schau stellte. Und der „Dicke Dieter“ durfte dann testen, was es heißt, über 100 PS im Rücken zu haben. Die Goggos und Lloyd's hatten ja

nur wenige Pferdestärken. Das war schon ein Gefühl für unseren Rennfahrer. Wir Kinder und Jugendlichen staunten und träumten gleichzeitig von solch einem Erlebnis. Wer ahnte damals schon, daß man zwanzig Jahre später selber hinter einem PS-starken Automobil saß.

### „Rentnerband“ in Schreinerwerkstatt

In der Schreinerwerkstatt von „Hannese“ Otto, meinem Opa, habe ich auch viele Stunden verbracht, um den lieben Alten zuzuhören. Die Werkstatt war mit einem „Kanonenofen“ ausgerüstet, von dem sich meterlange Ofenrohre durch den Raum zogen. Und unten lagerten die Hobelspäne und das Sägemehl. Heute unvorstellbar bei den Sicherheitsvorschriften. Und dazu wurden dann noch die Pfeifen und Zigarren geraucht. Niemand dachte sich etwas dabei. Nun, in dieser Atmosphäre erzählte sich dann die „Rentnerband“ um „Trockemöllersch Klau“ bis „Geils Wilhelm“ die tollsten Geschichten. Kriegserlebnisse aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, so spannend vorgetragen, daß es einem Gänsehaut verursachte. Aber auch alltägliche Klatsch- und Tratschgeschichten kamen nicht zu kurz. Diese „wichtigen Beprechungen“ wurden nur durch das Mittagessen und die sich anschließende wohlverdiente Ruhepause unterbrochen.

### Mit dem „Stuuskarrn“ zur Neumühle

Es waren die Jahre, wo Bernste Heinz in Erdbach noch eine Bäckerei unterhielt. Fast jeder im Dorf hatte noch eine kleine Landwirtschaft. Und dazu gehörte auch das Einbringen der „Freejschd“ (Getreide). Nach dem Dreschen bei „Häwenersch“ Rudolf wurden die Getreidekörner in Säcken auf den Speicher („Be“) getragen. Dort lagerten dann die goldbraunen Körner und manche Maus hatte für die karge Winterzeit ausgesorgt. Die Bauern fuhren mit dem mit einem Sack Getreide beladenen „Stuuskarrn“ (Schubkarren) zur Neumühle. Bei Klaase Ernst wurde dann aus den Körnern Mehl gemahlen.



Und dieses Mehl brachte man zur Bäckerei Berns. Da das Mehl ja aus Eigenproduktion gestellt wurde, brauchte man nur noch einige Groschen für das Backen zu bezahlen. Dafür gab's entsprechende Gutscheine. Ende 1966 wurde der Mahlbetrieb in der „Naumehl“ eingestellt, die Bäckerei gibt es auch schon lange nicht mehr. Ich muß bei diesen Erinnerungen an Jean Paul (1763 - 1825) denken, der folgende Weisheit weitergegeben hat:

„Das Leben gleicht einem Buch:  
Toren durchblättern es flüchtig,  
der Weise liest es mit Bedacht,  
weil er weiß, daß er es  
nur einmal lesen kann“.

## Als das "Backes" noch rauchte

Mit etwas Wehmut denke ich daran zurück: Aus dem "Backes" (Backhaus) kommen ein Mann und eine Frau, auf ihrer rechten Schulter ruht ein langes Brett, auf dem sechs frische Brotlaibe liegen. Ja, ja, lang, lang ist's her, daß die Schornsteine in den Backhäusern der Dillkreis-Dörfer in schöner Regelmäßigkeit rauchten.

### Eintragung in Backesliste

Bevor es mit der Backerei losging, trug man sich in eine "Backesliste" ein. Ordnung mußte schließlich sein, Gezänk war da von vornherein ausgeschlossen. Die Eintragung erfolgte auf einer Schiefertafel und was da stand, war dann bindend. Fünf Familien pro Tag konnten sich für je drei Stunden in diese Liste eintragen. Da mußte der, der frühmorgens um sechs Uhr sein Brot in den Schamottofen schieben wollte, früh raus aus den Federn. Langschläfer trugen sich deswegen lieber nachmittags ein.

Doch der Reihe nach: Der Vater wuchtete vor dem Backtag den Mehl sack in die Küche. Es mußte schließlich noch eingemengt werden. Das Mehl wurde übrigens in der damals noch funktionstüchtigen Neumühle gemahlen. Das Mehl gab man in das Backmol, welches auf zwei Stühlen stand, und goß warmes Wasser dazu. Aus dem blauen irdenen Gefäß wurde dann noch Sauerteig, der zur Gärung gebraucht wurde, beigemengt. Nun konnte der Teig über Nacht "gehen". Am nächsten Tag in der Frühe brachte man Backholz, das man auch bei uns in Erdbach "Wellen" oder "Gebinscher"



nannte, zum Backes. Es wurde zum Anfeuern benötigt. Und da brauchte man viel Holz, denn der mit Schamottsteinen ausgemauerte Backofen war ungeheuer gefräßig.

Die Oma zuhause kümmerte sich derweil um das Eingemengte und gab unter ständigem Rühren weiter lauwarmes Wasser und die erforderliche Menge Salz hinzu. Daraus wurde dann ein zähflüssiger Brei.

### Die Schweißperlen liefen

Jetzt war Kraft gefragt: Zunächst wurde Mehl über die im Backmol befindliche Masse geschüttet, dann knetete und wendete man den Teig auf dem Boden der Backmulde. Da mußte jemand bei dieser schweißtreibenden Arbeit mit dem großen leinenen "Sacktuch" bereitstehen, um die Schweißperlen von der Stirn zu wischen. Aus diesem Teig wurden dann die Brote geformt. Vergessen durfte man übrigens nicht, sich etwas Sauerteig in den Topf zu tun, der nächste Backtag stand ja



in vierzehn Tagen bis drei Wochen vor der Tür. Anschließend stach man mit einer Gabel in die Teiglaibe.

### Bis zu fünfundzwanzig Brote hatten Platz

Der Ofen war inzwischen weiß vor Hitze. Die richtige Hitze wurde mit Getreideähren überprüft. Nun holte man mit dem "Backeskiss" die Holzkohle aus dem Ofen. Mit einem nassen, an einer Stange befestigten Strohwisch fegte man die letzten Aschenreste aus dem glühenden Backofen. Bevor die ersten Brote mit der "Backschessel" in den Ofen "eingeschossen" wurden, frischte Oma die Brote noch einmal mit Wasser auf, damit sie nachher schön knusprig waren. Bis zu fünfundzwanzig Brote hatten in einem Backofen Platz. Nach einer gewissen Zeit wurden die Brote mit der "Kiss" herausgeholt und noch einmal mit einer Bürste und Wasser "gesalbt".



*Paul Geil, Elvira Leyk, Luise Geil*

Nach gut einer Stunde war dann das Brot gebacken. Jetzt sah man sie, die Männer und Frauen mit den großen Brettern auf ihren Schultern, auf dem die knusprig-braunen Brotlaibe lagen, so richtig zum Anbeißen.

### **Anschließend wurde Kuchen gebacken**

Bei der "zweiten Hitze" war immer noch Platz für die Nachbarin, sich ebenfalls einen Kuchen zu backen. Mit der Haarnadel prüfte man, ob die bräunenden "Riwwel", - "Quetsche"- und "Äppelkuchen" fertig waren. Bei dieser Gelegenheit war es immer gemütlich, konnte man doch so richtig schön tratschen, an Gesprächsstoff fehlte es nicht in einem so kleinen Dorf.

### **Auch im Rathaus schätzte man das frische Bauernbrot**

In erinnere mich gut, daß ich nach einem solchen Backtag ein großes Bauernbrot, einen Butterweck und Quetschehoink mit auf meine Arbeitsstelle genommen habe. Dort auf dem Rathaus der ehemaligen Kreisstadt war man des Lobes voll über die Backkunst. Und bei Meckel's Louis gegenüber dem Eisernen Steg habe ich das Brot auf der handbetriebenen Maschine schneiden lassen. Übrigens, meine Omas hätten dies mindestens genauso schnell und gründlich mit dem großen Messer geschafft.

### **Dank an die Landfrauenvereine**

Durch die Landfrauenvereine hat das Brotbacken im Backes eine Renaissance erlebt.

Da raucht dann hier und mal da in einem Dorf das Backes und jeder weiß, daß er sich sputen muß, will er noch ein "Vierpfünder" ergattern. Den Landfrauen sei an dieser Stelle gedankt, daß sie manches dörfliche Brauchtum wieder haben aufleben lassen.



*Haus Hugo Triesch*



*Haus von "Dicke Hugo", jetzt Hans Dickers*

## **Abschiednehmen - Beerdigungen damals**

Heute sieht man sie auf jedem Friedhof, früher waren sie unbekannt - die Friedhofs- oder Leichenhallen. Dorthin wird jeder einmal gebracht, bevor es zur letzten Ruhestätte geht. Da hat dann das Gebet Moses, des Mannes Gottes, im neunzigsten Psalm Aussagekraft, wenn er betet "Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!" Ein lebenswichtiges Wort, das es zu beachten gilt.

### **Miteinander reden**

Wie war das damals? Erinnerungen werden wach bei mir, wenn ich an den Tod meiner Winkels Oma denke, im Februar 1963.

Da lag sie nach einem plötzlichen Hirnschlag in ihrem Bett. Sie war nicht mehr ansprechbar und dabei hätte man noch soviel zu sagen gehabt. Eine Mahnung für uns Lebende? Wir sollten wieder mehr miteinander reden und uns nicht anschwärzen oder einfach die Zeit totschlagen. Es kommen Tage, wo wir das vielleicht bitter bereuen werden.

Nach zwei Tagen starb dann meine Oma. Enners` Roswitha sagte es mir an diesem Montagmorgen in der Schule. Warum waren meine inbrünstigen kindlichen Gebete nicht erhört worden? Fragen, über das warum und wozu stellten sich mir, Fragen, die auch heute immer wieder gestellt werden. In diesen Situationen gilt das "Dennoch" des Glaubens. Ebenfalls ein Psalm, diesmal von Asaf, der nach leidvollen Erfahrungen dieses "... dennoch bleibe ich stets an dir" aussprechen kann. Wo sollte man auch nach dem Tod der geliebten Oma Trost, wirklichen Trost finden?

### **Verstorbene blieben bis zur Bestattung im Haus**

Damals gab es noch keine Friedhofshalle. Nein, damals wurde noch Abschied genommen. Abschied in dem Haus, in dem die Verstorbene

so lange gelebt hatte. Da, wo sie mit ihren Lieben viel Freude und auch Leid gemeinsam erfahren hatte. Hier in ihrem zuhause wurde sie in der besten Stube aufgebahrt. Hier, daheim, konnten der Ehegatte, die Kinder, die Enkel und liebe Verwandte und Bekannte Abschied nehmen. Und Abschiednehmen tut weh, besonders wenn man einen geliebten Menschen verliert. Bis zur Bestattung blieb die Heimgegangene in diesem Zimmer. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg vor dem Haus aufgestellt. Von dieser Stelle aus wurde auch vom Pfarrer die Traueransprache gehalten. Der Predigt lag ein Wort aus dem Buch Hiob zugrunde, das im Leben und nun auch im Sterben Oma wichtig war "Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

### **Langer Weg bis zum Friedhof**

Ein langer schwarzer Menschenzug bewegte sich dann in Richtung Friedhof ("Kirchopp"). Der Abschied dauerte so länger. Auf dem langen Weg konnte man über seine Begegnungen mit der Verstorbenen ebenso wie über den eigenen Weg, der doch so abrupt enden konnte,



nachdenken. Stille Gedanken, die manch einem im Leben weitergeholfen haben. Gedanken über den Sinn des Lebens und des Sterbens wurden unwillkürlich Bestandteil des Denkens auf diesem Weg zur letzten Ruhestätte der Heimgegangenen.

### **Nachbarn trugen den Sarg**

Am Grabe angekommen, wurde der Sarg von den sechs Trägern abgelassen. Die Träger waren ausnahmslos Nachbarn der Verstorbenen. Diese Männer waren es auch, die das Grab ausgehoben hatten. Manchmal eine schwierige Angelegenheit, je nach Beschaffenheit des Bodens. Entsprechendes technisches Gerät hatte man damals nicht zur Verfügung. Das Tragen des Sarges zum Grabe war nun der letzte Liebesdienst, den man der Nachbarin schenken konnte.

### **Man aß Reiheweck und die Dorfbwohner brachten Backzutaten**

Nach der Beerdigung traf sich die Trauergemeinde im Hause der Verstorbenen zum Kaffeetrinken. Damals gab es nicht eine solche Kuchenauswahl wie heute (ist das nicht übertrieben?), nein, da standen Teller mit "Reiheweck". Das war genug. Früher mußten die auswärtigen Trauergäste weit zu Fuß in die Dörfer wandern. Ist vielleicht da der Ursprung des Kaffeetrinkens zu suchen? Wegzehrung war bei solchen kilometerlangen Märschen notwendig. Die Dorfbewohner brachten damals Mehl, Eier, Kaffee, Butter und sonstige Backzutaten, damit der Trauerfamilie neben dem schmerzlichen Verlust der Heimgegangenen nicht auch noch finanzielle Sorgen entstanden. Manche gaben auch dem Bäcker einen bestimmten Geldbetrag zur Finanzierung der Unkosten. Dieses gute Brauchtum war auch bei Hochzeiten und Konfirmationen üblich.

Sollte man nicht wieder dahin zurückfinden ?

### **Sterben gehört zum Leben**

Bei solchen Anlässen, und da gibt es keinen Unterschied zur heutigen Zeit, fielen dann Sätze wie "Guten Tag, hier sieht man sich einmal wieder, immer auf Beerdigungen!" Warum eigentlich ?

Beerdigungen früher - Beerdigungen heute! Ist auch hier der Zeitgeist als Schuldiger auszumachen oder wollen wir mit dem Tod nichts mehr zu tun haben, obwohl doch der Tod zum Leben gehört ?



## **Dorfnamen - wo kommen sie her?**

"Name ist Schall und Rauch", so hören wir es in Goethes Faust. Doch stimmt das nur bedingt, wenigstens was die Dorfnamen betrifft. Die sind nämlich alles andere als Schall und Rauch, diese Namen haben viele Jahrzehnte überdauert.

### **Geschichtlicher Ursprung des Namens**

Der Name ist nach antiker Auffassung Kennzeichnung seines Trägers, die sein Wesen und zugleich die Weite seines Einflüßbereiches kundtut.

Der Sprach-Brockhaus gibt Auskunft über die Entwicklung der Namensgebungen. Danach trugen unsere germanischen und altdeutschen Vorfahren nur einen Namen, der dem heutigen Vornamen entspricht. Es sind Zusammensetzungen aus zwei Wörtern, aber nicht beliebigen, sondern ganz bestimmten, die in den Namen immer wiederkehren. Solche Namen sind z.B. Ger / hard (Speer / stark), Kon / rad (Kühn / rat), Adal / bert (Adel / glänzend). Daraus ableitend entstanden Kosenamen und nach der Reformationszeit waren biblische Namen gefragt wie David, Samuel, Jonathan. Diese Namen sind übrigens auch heute wieder aktuell. Mit dem Aufkommen des Lehnswesens und der Städte genügte die Bezeichnung mit einem Namen den Bedürfnissen des Verkehrs und der Verwaltung nicht mehr. Man begann die vielen gleichnamigen Leute durch Beinamen zu unterscheiden. Der Adel, auch zum Teil die Bauern, nannten sich nach ihren Burgen und Höfen (von Schwarzburg, von der Vogelweide).

### **Berufe und Stände standen Pate bei den Beinamen**

Die Beinamen der übrigen Stände sind sehr mannigfaltigen Ursprungs: Wohnort (am Tor, zu Linden), Herkunft (Bayer, Schwab, Augsburg), Stand und Gewerbe (Bauer, Kaufmann, Bäcker, Schneider, Schmied), Hausname (Einhorn), besondere körperliche oder geistige Eigenschaf-

ten (Schwarz, Dickkopf, Fröhlich); am häufigsten geschah die Unterscheidung durch Hinzufügung des Vaternamens, z. B. Dietrich Reinhardts (Sohn) oder einfach: Dietrich Reinhard. Diese Beinamen wurden erblich und dadurch zu Familiennamen, z. B. wurde ein Sohn eines Müllers namens Friedrich, genannt Friedrich Müller, Hermann Müller genannt, obgleich er garnicht Müller, sondern vielleicht Schmied war.

Die Annahme von Familiennamen erfolgte zu verschiedener Zeit, je nach Ständen und Landschaften. Sie begann um das Jahr 1000 beim Hochadel in Süddeutschland und hat sich bis 1500 auch bei den unteren Ständen in Norddeutschland durchgesetzt. Nur an der deutschen Nordseeküste war bis ins 19. Jahrhundert die alleinige Bezeichnung durch Namen und Vatersnamen üblich.

### **Woher kommen die Dorfnamen in Erdbach ?**

Wir wollen aber bei unserer Namensforschung in Erdbach bleiben. Mich interessierten bei meinen Nachforschungen insbesondere die Dorfnamen. Woher kommen sie? Wer war Namenspate für diesen oder jenen Namen?

Fangen wir doch einfach bei mir selber an. Fragt in Erdbach jemand nach Gerd Werner, so wird ihm zunächst ein leichtes Schulterzucken klarzumachen versuchen, daß man, wenigstens nicht auf Anhieb, diesen Mann nicht kennt. Wird nach "Hannese" Gerd gefragt, kommt die Antwort sofort, ohne auch nur einen Moment zu zögern. Woher dieser Dorfname? Nun, da muß man einige Generationen zurückblicken. Mein Urgroßvater hieß mit Vornamen Johannes. Und der Kosename war und ist auch heute noch "Hans" oder "Hannes". So hieß dann auch mein Opa "Hannese" Otto, daher mein Dorfname.

Ähnlich trifft dies bei "Fritze" Fritz zu, dessen Vater Fritz hieß, da war's klar, daß der Sohn vom Fritz nur der Fritze-Fritz sein konnte, auch wenn er Fritz Klein hieß.

Oder nehmen wir "Christians" Heinz. Der Urgroßvater war der Christian Enners, daher übertrug sich dieser Name über Generationen auch auf den Urenkel. Der Großvater von Heinz Enners, Otto Enners, war übrigens der Bruder des vor einigen Jahren verstorbenen fast hundert Jahre alt gewordenen Gustav Enners.

Ein typischer Dorfname, genannt nach dem Beruf des Namensinhabers, ist "Schusterwinkels" Hans. Hans Winkel, der im "Schimmuch" wohnte, war einer von zwei Schustern im Dorf (neben "Penka"). Klar, daß zur Unterscheidung zu den vielen anderen "Winkels" in Erdbach einfach der Beruf vorangestellt wurde, eben "Schusterwinkels" Hans. "Vollwersch" Oskar hat seinen Dorfnamen seinem Opa zu verdanken. Der hatte den seltenen Vornamen Volpert. Aus Volpert's wurde mundartlich später Vollwersch.

### Mit dem Pferd den Rhein durchschwommen

Interessant die Geschichte, die sich um den Dorfnamen "Philippse" abgespielt hat. In der Linie der heutigen Familie Hofmann gab es einen Philipp Werner. Dieser Philipp folgte Mitte des 18. Jahrhunderts seinem, ihm von den Franzosen in den Freiheitskriegen geraubten Pferd bis jenseits des Rheines bei Köln. Dort konnte er es aus einem Stalle nehmen. Von der Wache verfolgt durchschwamm er den Rhein und kam mit seinem Pferde glücklich wieder heim. So ist es in den Kirchenbüchern in Schönbach vermerkt.



Von diesem tapferen Philipp kommt also der Dorfname "Philippse".

"Wissebach's" Erich, in Erdbach jedem bekannt, heißt eigentlich Erich Moos. Daß er diesen Dorfnamen innehat, ist für Erdbach bedeutungsvoll. Johann Jost Wissebach war der erste waschechte



Erdbacher Lehrer, der in dem Wohnhaus in der Breitscheider Straße die Erdbacher Kinder unterrichtete (1807 - 1838). Dieses Wissebach's Haus hat dann der Großvater von Erich Moos, eben "Wissebach's" Erich gekauft.

Ein Schultheis bewohnte früher das Haus von Margrete Hoffmann. Von diesem Namen ins Dialekt abgewandelt, kommt der Dorfname "Schollese", also fragen sie in Erdbach nach "Schollese" Margrete und sie werden fündig.

Wer kennt nicht "Poste" Erich in Erdbach. Nur die Herkunft dieses Namens, schreibt sich doch der Genannte Berns, konnte ich nicht mit Sicherheit ermitteln. Und das, obwohl mit "Poste" Maria die mit vierundneunzig Jahren älteste Einwohnerin Erdbachs, noch lebt, sich aber nicht genau erinnern kann, wo der Dorfnamen herkommt. Sie meint, daß dieser Name entweder aus einem früheren Postamt in diesem Hause oder aber von einem Vorfahren mit Namen Post abzuleiten ist.

"Häwenersch" Rudolf war im Dorf allen bekannt. Sein Dorfname kommt von der Häfnerei, die in seinem Hause vor vielen Jahrzehnten beherbergt war.

### **Auch in fünfzig Jahren noch bekannt?**

Soweit die Deutung einiger Dorfnamen in Erdbach. Den Ursprung anderer Dorfnamen habe ich leider trotz intensiver Nachforschungen nicht finden können. Dabei sind diese Namen doch so verwachsen mit dem Dorf, u.a. "Kanningse" und "Bolsche". Ob die Dorfnamen auch in fünfzig Jahren noch bekannt sind und genannt werden, bleibt abzuwarten. Wünschenswert wäre es allemal.



### **Bunte Drachen auf dem "Körrerschberg"**

Erinnern Sie sich noch an die fünfziger und sechziger Jahre, die Zeit, in der es noch keine Fernseher und Videos gab, in der die Dorfkinder noch einfallsreich neue Spiele kreierten und das nachbarschaftliche Miteinander noch großgeschrieben wurde und Mitte allen Handelns war ?

Die Spielzeugkisten beinhalteten damals einfache, die Kreativität der Kinder fördernde Spielsachen. In jener Zeit brummte ich noch mit Holzautos und träumte vom ersten Lenken eines Goggos oder Lloyds. In Gedanken fuhr ich die Herborner Straße hinunter an der Neumühle vorbei, sah links die über tausendjährige Eiche stehen und mußte an dem unbeschränkten Bahnübergang bei Amdorf warten, weil sich gerade der Personenzug nach Herborn näherte.



Schöne Träume waren es, die die Phantasie der Kinder in Bahnen lenkte, die übersehbar waren.

Mein Opa hat viele Spielzeugautos aus Holz in seiner Schreinerwerkstatt gebaut. Grüne, blaue und rote Lastautos mit Hartgummireifen. Und da die Autos mit Wasserfarbe bemalt waren, sahen die Hände bei Regenwetter entsprechend bunt aus.

Die Dorfstraßen und die Höfe vor den Häusern waren seinerzeit noch nicht geteert und nur ganz selten gepflastert. Da buddelten die Kinder ein Loch in die Erde und schon konnte das "Klickerspiel" (Murmelspiel) beginnen. Etwa drei Meter vor dem kleinen Loch zog man mit dem Fuß eine Linie, ab da durften die bunten Murmeln geworfen werden. Es waren bemalte Tonmurmeln, später hatten einige auch glitzernde Glasmurmeln. Oft wechselte eine kleine oder größere Glasmurmeln gegen fünf oder zehn Tonmurmeln den Besitzer. Das Tauschgeschäft blühte.

Im Herbst konnte man auf dem "Körrerschberg" viele Drachen am Himmel sehen. Der heute bebaute Berg war damals noch reines Acker- und Wiesenland. Landwirtschaft war dort nur spärlich möglich, da es sich um einen reinen Schieferberg handelt. Die Drachen wurden ausnahmslos in Eigenregie gebaut. Zwei Lattchen von "Hannese" Otto oder dem "Schreiner" Ewald, an den Außenseiten eingekerbt, in der Mitte mit "Wurschtekordel" zusammengebunden, außen mit diesem Kordel bespannt, dünnes buntes Drachepapier angeklebt, einen langen Papierschwanz angehängt und vorne von drei Seiten Kordel in der Mitte zusammengeführt, die Drachenschnur angebunden - schon war das Fluggerät "Marke Eigenbau" fertig. Bei entsprechender Windstärke konnten die Kinder so die Drachen viele Stunden beobachten.

Im Dorf sah man die Mädchen mit ihren neuen zu Ostern geschenkten Bällen, wie sie an den Scheunentoren ihre beliebte "Zehnerprobe" absolvierten. Der Ball wurde mit mehr oder weniger Geschick in zehn Varianten an das Tor geboxt, gehoben oder geworfen. Ein damals sehr beliebtes Ballspiel.

Auf der Lindenstraße lief ein Junge und schlug mit einem Stock gegen einen dünnen Eisenreifen und lenkte ihn so durch die sich angrenzenden Dorfstraßen.

Abends nach dem Abendessen durften wir Kinder noch ein Stündchen ins Dorf, im Sommer konnte es auch ein wenig später werden. Gerade noch Zeit, um "Versteckspielen" zu können. Da stand der durch einen Abzählreim übriggebliebene am Scheunentor, die Hände vor den Augen und zählte bis hundert. In der Zwischenzeit versteckten sich die

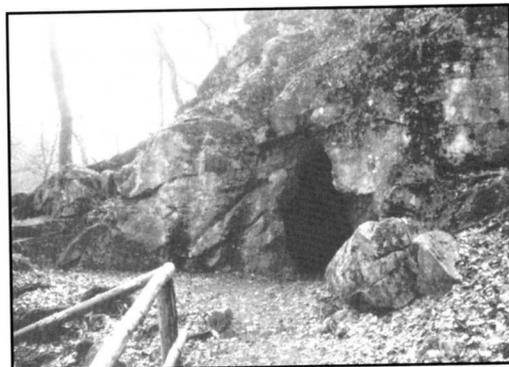
anderen in manchmal unmöglichen Winkeln in der näheren Umgebung. Fand ein "Jäger" jemanden, lief er zurück zum Scheunentor, schlug mit der Hand an und verkündete den Namen des Gefundenen. Für die Jungen war das Fußballspiel die absolute Nummer Eins. In den engen Gassen, und ich denke da besonders an die Ecke zwischen "Bolsche Schauer" und "Kanningse" Haus, hat mancher spätere "Fußballstar" die ersten Tore geschossen. Obwohl Erdbach damals einen "richtigen" Fußballplatz hatte, zogen es die Kicker vor, in den "Ahle", einen ehemaligen Steinbruch, zu gehen, da der Weg zum Fußballplatz auf dem Hain einfach zu weit war.

Im "Ahle" fanden täglich die Fußballspiele statt und so manchem Lederball ging an den scharfkantigen Steinbruchwänden die Luft aus. Waren nicht genügend Jungen da, um auf zwei Tore spielen zu können, spielte man eben "Bäckerschess". Zwei Mannschaften, mitunter nur aus zwei Fußballern bestehend, spielten auf ein Tor. Drei Ecken ergaben einen Elfmeter.



Auf diesem Gelände haben wir auch die Bundesjugendspiele durchgeführt. Der Fußballplatz diente als Weitwurfanlage, auf der angrenzenden Weitsprunganlage gab's die großen "Sätze". Die Laufwettbewerbe trugen wir auf dem Weg vom Moose Paul zum "Ahle" aus.

Die Steinkammern waren unser Indianergebiet. Dieser steinzerklüftete Hang mit der großen und kleinen Steinkammer bot sich regelrecht an für solche Spiele.



*Kleine Steinkammern*

Da bleibt die Frage, was damals die Kinder abends gemacht haben. Fernseher gab es noch keine in Erdbach. Nun, oft wurden Mensch-ärgere-dich-nicht und andere Würfelspiele gespielt, es wurde musiziert oder das beliebte Familienraten war dran. Da sagte dann jemand: "Vater, Mutter, ein Junge, zwei Mädchen, Oma" und alle mußten raten, wer im Dorf gemeint war. Oder das "Teekesselraten" forderte zum Mitdenken heraus.

Ab und zu wurden auch die restlichen Schulaufgaben mit dem Vater gemacht. Und dann war Schlafenszeit.

Die Kinder heute mit ihren "Spielzimmern" (damals "Spielkiste") - sind sie glücklicher und zufriedener als wir damals? Ich glaube nicht.

## **"Quetschehoink" und blaue "Deppe"**

Die Herbstzeit, wenn der "Quetscheniwwel" über den Niederungen der Täler sich schier festzubeißen drohte, war auch die Zeit des selbst zubereiteten "Quetschehoinks".

Allerorts waren an den Baumgrundstücken die langen Leitern an die Obstbäume angelehnt, als sicheres Zeichen für die Erntezeit.

Um die Häuser herum standen auch etliche "Quetschebeem", konnte man doch dieses Steinobst mehrfach verwenden. Zum einen wurde daraus Dörrobst gemacht. Die Quetschen trocknete man solange, bis keine Feuchtigkeit mehr vorhanden war. Vor allem beim Schlachtfest wurde Dörrobst, bestehend aus Quetschen und Apfelstücken, gereicht. Zum anderen wurden die Quetschen eingemacht, mit oder ohne Stein, und bereicherten den Küchenezettel als Beigabe zum Kartoffelbrei mit Blutwurst.

### **Fröhliches Entkernen**

Doch die Verwendung der Quetschen für den beliebten "Quetschehoink" überwog. Nach dem Pflücken wurden die Quetschen durch fleißige Hände entkernt. Das war schon ein Erlebnis, wenn die Runde der "Quetschekernerinnen", erweitert um einige Nachbarinnen, bei fröhlichem Geplaudere ihre Arbeit verrichtete.

### **Zeitungen als Schutz**

So mancher Eimerinhalt wurde dann gewaschen in den vorher angeheizten, mit etwas Wasser gefüllten Kupferkessel in der Waschküche geschüttet. Die kalkgeweißten Wände des Raumes waren freilich vorher mit Zeitungen behängt worden, damit keine Spritzer an die Wände gelangen konnten.



Und dann war "Rührzeit". Mit dem "Hoinkmenger" mußten sich die Frauen und Männer stundenlang am Kessel aufhalten und rühren, rühren, rühren. Nach all der Arbeit den "Quetschehoink" anbrennen lassen - nein, das wollte niemand. Nach sechs bis zehn Stunden brodelte es im Kessel, der "Hoink" zog Blasen.

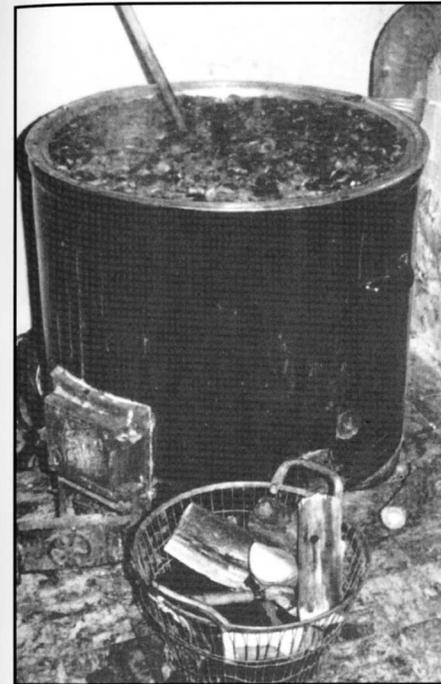
Wie aber konnte man feststellen, ob der "Quetschehoink" gekocht war? Nun, da gab es einerseits die Möglichkeit, den "Hoinkmenger" senkrecht in die braune Masse zu stellen. Blieb er stehen, war der "Hoink" fertig. Andererseits wurde mit der Handfläche die Probe unterhalb des Kessels gemacht. Konnte man die Unterseite anfassen, ohne sich die Hand zu verbrennen, war der "Quetschehoink" gut.

Das Mus konnte nun in blaugraue irdene "Deppe" umgefüllt werden. War der "Hoink" in diesen "Hoinkdeppe" erkaltet, wurde obenauf Butterbrotpapier gelegt und das ganze mit einem Gummiring verschlossen.

### **Kerne als Indiz**

Die "Quetschekerne", die beim Entkernen angefallen waren, streute man vielerorts zwischen die Häuser von zwei Verliebten. So konnte

jeder im Dorf am nächsten Morgen sehen, wer demnächst vor den Traualtar treten würde. Reichten die Kerne nicht aus, weil der Weg zu weit war, benutzte man auch Sägemehl oder Asche.



*"Hoinkkessel"*

Im Winter wurde der "Quetschehoink" als beliebter Brotaufstrich mit sichtlichem Vergnügen gegessen, ob auf frischem selbstgebackenen Bauernbrot oder aber auf "Riesterdonge". Und war der "Hoink" ein wenig eingedickt, wurde er mit einem Schuß schwarzem Kaffee wieder verdünnt. Die Kinder im Dorf wurden dann auch noch "gefoppt", indem man sie losschickte, um beim Nachbarn das "Hoinklaaterche" zu holen.

## Sonntagsschulfeiern und andere Feste

Früher war alles anders - stimmt dieser in der heutigen Zeit oft gehörte Ausspruch? Nun, früher ging, so meine ich, alles gemütlicher, nicht so hektisch, vonstatten.

Gerne erinnere ich mich da an so manches dörfliche Fest.

### Volksmissionsfest mit Martin Niemöller

Im "Ahle", einem früheren Steinbruch oder in der "Gasseschlucht", dem Naturschutzgebiet von Erdbach, fanden früher alljährlich die Volksmissionsfeste statt. Anfang der sechziger Jahre war als Redner der damalige Kirchenpräsident Martin Niemöller eingeladen. Wir Jungen saßen im "Ahle" hoch oben auf einem Felsen und betrachteten das Ganze aus der Vogelperspektive. Mir ist dieser bedeutende Kirchenmann in Erinnerung geblieben als einer, der mit seiner überzeugenden Aussagekraft aufgrund seiner Erlebnisse im Nazi-Deutschland der Jugend etwas zu sagen hatte. Später war der Platz neben der Dorfkirche der Ausrichtungsort, heute finden die Volksmissionsfeste im Dorfgemeinschaftshaus statt. Die Missionsfeste sind auch heute noch vielerorts ein Fest für das ganze Dorf und darüberhinaus. Bei Kaffee und Kuchen werden manche Erinnerungen ausgetauscht.

### Eine Ringel Fleischwurst an der Fichtenspitze

Die Sonntagsschulfeste werden mir auch im Gedächtnis bleiben. Auf dem Hain, wo sich der Sportplatz befindet, ging's bei diesen Festen lustig zu. Ein geschälter Fichtenstamm, tief in die Erde gerammt, war die Attraktion. Hoch oben waren Süßigkeiten und eine Fleischwurst befestigt. Und ganz kühnen, behenden Kletterern war es vorbehalten, sich diese Köstlichkeiten zu holen. Oder Gimbels Anneliese lief, vollbehangen mit "Zuckersteinen", kreuz und quer über den Sportplatz. Die Kinder versuchten, den einen oder anderen Karamelbonbon abzureißen. Eine lustige Sache. Natürlich fehlte auch an diesem besonde-



*Sonntagsschulfeier  
auf dem Hain 1955*

ren Festtage nicht die Bibelgeschichte von Onkel Oskar. Und der konnte wahrlich spannend erzählen. Blinde Kuh und andere gemeinsame Spiele trugen zur Kurzweil bei.

### Viele bunte Motivwagen fuhren durchs Dorf

Daß es für das Gemeinwesen in einem Dorf wichtig ist, intakte örtliche Vereine und Gruppen zu haben, ist sicherlich jedem bekannt. Und gerade in Erdbach gab und gibt es davon einige.

Die Freiwillige Feuerwehr, der Männergesangverein, der Fußballclub, der Schützenverein, der Natur- und Vogelschutzverein, der CVJM und natürlich die Landfrauen waren und sind wichtige Gruppierungen, die dem Dorf Gepräge und Inhalte geben.

Hinter dem Bahnhof und später am Homberg wurden die Jubiläumsfeiern dieser Vereine ausgetragen.

Am Festzug beteiligten sich alle örtlichen Vereine. Ehrendamen und geschmückte Fahrradfahrer waren die Vorhut des langen Festzuges. Die Ehrenmitglieder samt des Schirmherrn wurden in einer offenen Kutsche chauffiert. Und danach waren die vielen dekorierten und mit Bildern und Sprüchen versehenen Motivwagen zu sehen. Manche politi-

sche oder dörfliche Begebenheit wurde da öffentlich zur Schau gestellt, zur Belustigung der Festbesucher, die zahlreich die Straßen säumten.



*Sängerfest 1964*

### **Spannende Fußballspiele auf dem Hain**

Bei den Sportfesten des Fußballclubs war immer reger Betrieb. Viele Mannschaften der näheren Umgebung kämpften in sportlich fairer Manier um den begehrten Pokal und natürlich die Ehre, wieder ein Turnier gewonnen zu haben.

Ja, Anfang der sechziger Jahre war Erdbach schon eine Hochburg in der damaligen B-Klasse. Spannende, packende Duelle mit Schönbach, Uckersdorf, Breitscheid oder Donsbach standen auf dem Programm. Es kamen entsprechend viele Zuschauer, die guten Fußball sahen.



*FC Erdbach  
Turniersieger 1965 in Uckersdorf*

### **Zum dörflichen Brauchtum gehört auch die Mundart**

Seit dem Tag der Wiedervereinigung unseres deutschen Landes ist der 17. Juni kein Feiertag mehr. Damit hat auch das beliebte Fest des Natur- und Vogelschutzvereins in der "Gasseschlucht" ein Ende gefunden. Vielleicht sollte man dieses gelungene Fest neu terminieren.

So wie Feste zu einem Dorf gehören, so auch die Mundart. Gab es mal eine Zeit, in der manche Dörfler ihre Mundart nicht über die Lippen bekamen, so ist sie heute wieder gefragt. Wir sollten unserer Westewälder Art treu bleiben, so forderte es schon der Mundartdichter Ludwig Rühle aus Nenderoth. Wir brauchen uns unserer angestammten Mundart nicht zu schämen, denn sie ist unsere wahre Muttersprache, von der Max von Schenkendorf sagte:

”Muttersprache, Mutterlaut,  
wie so wonnesam, so traut!  
Erstes Wort, das mir erschallet,  
süßes, erstes Liebeswort,  
erster Ton, den ich gelallet,  
klinget ewig in mir fort.“

Wilhelm von Humboldt formulierte treffend:

”Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache.“

Daran sollten wir uns ab und zu erinnern.



*Erdbach-Austritt*



*Firma Ernst Hofmann & Söhne*

Gerd Werner

# Vom Lehrer, Arzt, Kuhhirten und anderen Leuten

Erinnerungen an mein Dorf

